

Henriette Körnchen

Autor(en): **Wyssenbach, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **17 (1927)**

Heft 15

PDF erstellt am: **17.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637279>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

dem großen, luxuriösen Hotel Continental im höher gelegenen Stadtteil Mustapha, wo für uns Zimmer belegt waren.

Erst wurden wir nach einem Herrn Hansen und dessen Gemahlin gefragt, die mit uns auf demselben Waiszettel verzeichnet, jedoch noch nicht erschienen waren; dies war auch in der Folge der Fall, weil die beiden Deutschen stets bald das Auto, bald den Zug verpackten und überall zu spät anlangten; einzig bei der Abfahrt in Bizerta erschienen sie im letzten Augenblick, und da entdeckten wir, daß es sich um das „lange Elend“ und sein Ehegespons handelte und wir endlich um dessen Dasein uns nicht mehr zu sorgen hatten.

Algier zu schildern überlasse ich einer geübteren Feder, und überdies findet man ausführliche Beschreibungen in jedem Reisehandbuch. Ein vom Hotel bestellter Führer zeigte uns, nachdem wir den europäischen Stadtteil, resp. die Hauptverkehrsstadt zu Fuß und per Tram abgesehen und die mächtigen Warenhäuser betrachtet hatten, die Araberstadt Kasbah und die vorgelegene Kaserne, zum Teil Wohnung eines vor 80 Jahren regierenden, algerischen Notablen. Leider konnte ich keine Aufnahmen machen, da mir mein Apparat in fürsorglicher Weise vor Eintritt abgenommen wurde.

Gleich beim Eintritt in das Araberviertel befand sich zur Linken der Rasiersalon eines Coiffeurs en plain air, der gerade den Schädel eines braunen Jünglings trocken rasierte, sodaß die Borsten nur so umherstoben. Viel mehr Geschäftssinn zeigte ein vulgo Zahnarzt, der eben einen Patienten zwischen seinen Knien bearbeitete. Auf einem großen Ruchenblech, neben sich auf dem Boden, stellte er seine sämtlichen bisher gezogenen Zähne zur Schau, zirka 500 Stück, gleichsam als Reklame, um seinen Patienten zu beweisen, daß er mit seiner Kunst auf absoluter Höhe stehe. Da in diesen Tagen gerade das Rhamadan- oder Osterfest vor der Türe stand, herrschte ziemlich Ruhe in den Straßen, sodaß man das richtige Leben und Treiben der Araber nicht genießen konnte. Vom Dache der alten ehemaligen Araberfestung, gleich neben der Kaserne, hat der Beschauer einen wunderbaren Ueberblick über die ganze Stadt und den Hafen. Nachdem wir den dunklen, stinkigen Wohnungen der Eingebornen einen Besuch gemacht hatten, kehrten wir gerne wieder in die belebte Stadt zurück, um vorerst die Kehle nach den eingeatmeten Gerüchen durch einen frischen Trunk zu erfrischen. Vor den großen Cafés sitzen die algerischen Bauern und Händler stundenlang, ohne etwas zu genießen, und schließen ihre Geschäfte ab. Bei dem Besuche in einer nahegelegenen Moschee Djamel El Kebir hieß man uns die Schuhe ausziehen und in große Strohphantoffeln schlüpfen; ich habe nicht etwa im Hochgebirge das Skifahren gelernt, sondern in obengenannter Moschee, wobei mir jeweils ein Aufseher den Strohschuh wieder rasch anzog, wenn mir einer unterwegs verloren ging. Ein Besuch in einem ehemaligen türkischen Palais, das nicht mehr bewohnt ist, jedoch gegen freien Eintritt besichtigt werden kann, zeigte uns, mit welchem Raffinement die Räume erstellt und eingerichtet sind. Treppen, Säulengänge und Wände, meist aus Marmor, weisen wunderbare Handarbeiten auf, wie Eiselerierungen, Malereien und Draperien; die Baderäume sind, ebenfalls in weißem Marmor, für Kalt- und Warmwasser eingerichtet, überhaupt alle Räume mit allem Komfort versorgt. Das angewendete Gold allein in jeder Form und Gestalt an Leuchtern, Konsolen usw. übersteigt den Wert eines bei uns sogenannten reichen Hauses. Ueber den alten Sklavenmarkt kehrten wir nach unserm Hotel zum Diner zurück, serviert von einem Schweizerkellner und nach dem Dessert beglückt mit einem Emmental de Gruyère de la Haute Savoie; den Abend verbrachten wir mit einem Algerierfreund im Café Suisse, jedoch ohne dort Schweizer anzutreffen.

Inzwischen war unser Gepäck nach dem Bahnhof verbracht worden und mit dem Nachtzug mit Schlafwagen traten wir die Fahrt durch die fabelhafte Hochebene (Setif) an. Erst hieß es, alle Plätze im Schlafwagen seien besetzt, ob-

schon für uns beide solche belegt wurden; erst auf ganz energisches Reklamieren, vermischt mit berndeutschen Ausdrücken, wurde von der Bahnhofsverwaltung noch ein Wagen angehängt. Ohne viel anzuhalten durchliefte der Zug die Gegend, welche sehr interessant ist und große Abwechslung bietet; ausgedehnte Rebberge wechseln ab mit Obstplantagen, Frucht- und Gemüsegärten, unterbrochen von saftigen Wiesen und üppigen Getreidefeldern; der seit Wochen mangelnde Regen hielt jedoch das Wachstum stark zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Der Steinbruch.

Die grüne Wiese ist zerschnitten.
Ein breiter Steinbruch klappt inmitten.
Die Hacke faucht, die Schaufel hebt
Uralter Zeiten Grund. Es lebt
Und rollt der Kiesel ungehemmt,
Vom Strome einstmal's hergeschwemmt.
Viel starke, schwere Karren dort
Schleppen die Fuhren ächzend fort.
Gebrochen, wird das Urgestein
Tief in der Straße Bett hinein
Gewalzt. Also zur Erde kehrt
Was vordem ihren Grund beschwert,
Und in der neuen Zeiten Lauf
Löst sich der Strom der alten auf.

Ernst Dser.

Henriette Körnchen.

Von Ruth Wittenbach.

Sie war von bizarrer Häßlichkeit, eine jener Armen, die kaum je einen Liebestraum gehabt haben konnte, nie der Liebe holde Lust gekostet.

Hatte auch das Schicksal sie ausgestattet mit so viel Häßlichkeit, wenigstens äußerlich, so besaß Henriette etwas, was vielen gar nicht auffiel, eine tiefe, schöne Seele, eine Seele von hinreißender Schönheit, und wer das wußte, kam immer wieder zu ihr.

Derjenige, dem sie ihre Seele offenbarte, der sah kaum mehr ihre Häßlichkeit, und wer je hineingeschaut hatte in die klaren, blauen Augen, die wie zwei Sterne funkelten, der vergaß darüber die dicke Nase und den etwas großen, wulstigen Mund.

Ihr Figürchen war klein und zart wie Filigran, die Hände weiß, schmal und blaugeädert.

Zwei Stübchen und eine winzige Küche waren ihre Welt. Vor den Fenstern blühten im Sommer viele bunte Blumen, rosa und tiefrote Geranien und Goldblad.

Auch die Sonne fand ungehindert Einlaß in das Jungfernstübchen.

Die Zimmer waren mit allerlei altem Hausrat gefüllt. Möbel, aus einer andern Zeitperiode stammend, die nichts gemein hatten mit den modernen Ziernöbeln.

Da standen tiefe Schränke, ein steifes Sofa machte sich an der Wand breit, ein Glasschränkchen mit großblumigen, goldgeränderten Tassen und Nippfiguren, ein runder, behäbiger Tisch, Lehnstühle, wie man sie ehemals hatte, alles bequem und traut.

Von den Wänden grüßten die Bilder in Rokokorahmen und Miniaturen in ovalen Rähmchen, Daguerreotypen, ein gestickter Wandschirm in der Ecke und vieles andere, das heute verpönt ist.

Das braune Klavier nahm den schönsten Platz zwischen den beiden Fenstern ein.

Im Schlafstübchen, das nur ein Fenster hatte, war es ebenso gemütlich; ein blendend weißes Bett mit gestickter Decke füllte beinahe den ganzen Raum.

Henriette Körnchen gab Klavierstunden. Bis jetzt hatte sie keine Konkurrenz gehabt, aber vor ein paar Monaten war auf dem Marktplatz ein Fräulein Grün eingezogen, das ebenfalls Musikstunden gab. Dieses war viel vornehmer und auch viel jünger als Fräulein Körnchen. Die meisten Backfische schwärmten bereits für Fräulein Grün, doch einige blieben der alten Lehrerin treu.

Unter diesen wenigen war die reiche Fabrikantentochter Hermine Luß.

Diese kam viermal wöchentlich hinaus zu Fräulein Henriette. Wenn die Lektion zu Ende kam, plauderte das junge, hübsche Mädchen gerne noch ein wenig mit der alten Dame.

Stets sagte sie: „Wie hübsch Sie es doch hier haben, Fräulein Körnchen, so gemütlich.“

„Ja, die Sachen stammen alle noch von meinen seligen Eltern, ich hätte mich nie davon zu trennen vermocht. Meine verheiratete Schwester wollte den Kram, wie sie die alten Möbel nannte, nicht haben.“

„Ich mag gerne solche Sachen“, sagte das junge Mädchen.

„Warten Sie, ich zeige Ihnen noch etwas Schönes, da Sie sich dafür zu interessieren scheinen!“

Und sie holte aus dem Schranke ein Kästchen aus Rosenholz. Mit glücklichen Augen zeigte sie ihrer Schülerin ihre Säckelkeiten: Ringe, Armbänder, Ketten, Ohrgehänge und andere Raritäten förderte sie zutage, altmodischer Tand, den kein Mensch mehr trug.

„Ach, wie schön“, sagte Hermine. Sie, die reiche Tochter, besaß ja ganz andere Kostbarkeiten; aber sie wollte ihre Lehrerin nicht kränken und heuchelte Gefallen an den Dingen.

War Fräulein Körnchen wieder allein, so träumte sie gerne. Dann zog sie aus einer Schieblade des Vertikows ein Bündchen Briefe, die mit einem blaublauen Seidenband gebunden waren. Diese vergilbten Briefe, die vom vielen Lesen schon ganz abgegriffen, waren ihr teuerster Schatz.

Da saß das alte Fräulein weltvergessen und las, und zwischendurch trocknete sie ihre Augen.

Ja, sie weinte, ein tiefes, wundes Schluchzen entrang sich ihrer Brust, aus dem das Leid eines ganzen Lebens sprach. Wer sie so hätte weinen sehen, hätte sich gewundert, denn niemals hatte man das Fräulein Körnchen anders gesehen als freundlich und stets gütig.

Während Träne um Träne leise herniederrann, las sie die Schriftstücke zu Ende. Rings um sie war tiefste Stille, nur unterbrochen von dem müden Schluchzen der einsamen Seele.

Die schönen Augen sahen dann immer in weite Fernen. Vergangene Zeiten traten vor ihre Augen. Sie war wieder jung; schön war sie ja nie gewesen, aber der Mann, der sie geliebt, hatte sich nichts daraus gemacht.

Zwei Jahre des Glückes hatte sie genossen an der Seite des Geliebten, dann riß der Krieg sie voneinander für ewig. Er fiel vor Paris, von einer feindlichen Kugel durchbohrt.

Als er Abschied nahm, brach ihr fast das Herz vor Weh. Lange weinte sie an seinem Halse.

Die Worte: „Ich muß fort“, hörten sich wie Schwerter in ihr armes, liebendes Herz. Wie ein todwundes Tier schrie sie auf: „Fritz!“

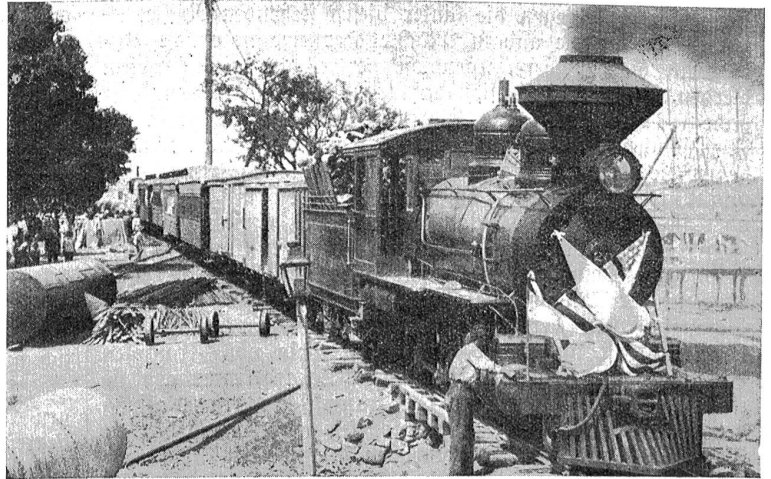
„Es muß sein, Geliebte, morgen muß ich mit, aber wenn ich wiederkomme, wirst du mein Weib!“

„Wenn“, hatte sie gerufen, „wenn!“

Er versuchte zu scherzen: „Nicht alle Kugeln treffen, Kind, wenn der Feldzug vorüber ist, kehre ich heim zu dir.“

Sanft sprach er auf sie ein, die wie gebrochen vor Schmerz in seinen Armen lag.

Ein Sturm war über ihr achtzehnjähriges Herz gebraust. Er kam nie wieder zurück, der junge Lehrer.



Personenzug in Nicaragua, dessen Lokomotive noch mit Holz gefeuert wird.

Sie ist nicht gestorben; ihr Herz, obwohl fast erstarrt vor Leid, ist nicht gebrochen.

Später zog sie in das kleine Städtchen, gab ihre Stunden, fern von der Heimat, wo sie alles verloren, Eltern und Geliebten.

Einen langen, einsamen Weg war sie gegangen, niemand hier ahnte, daß auch sie einst geliebt und gehofft, niemand wußte um ihren Jugendtraum, niemand kannte das Geheimnis von Henriette Körnchen, der alten Jungfer, deren einzige Freude ihre Blumen und die Musik waren.

Aus der politischen Woche.

Die großen Fronten.

Das britische Reich steht heute im erbitterten Abwehrkampf gegen die Feinde seiner Welt hegemonie. Seit den Tagen der großen Elisabeth wußte sich England zu behaupten. Es hat Spanien, Holland, Frankreich und Deutschland besiegt und zwar in der Hauptsache durch die Kunst seiner Diplomaten. Wie es sich heute seiner gefährlichsten Gegner erwehren wird, die von Moskau und dessen Filialen aus das britische Imperium unterwühlen, zu diesem Schauspiel sind wir Zeitgenossen als interessierte Zuschauer geladen.

Im Osten ist der Entscheidungskampf schon akut geworden; er wird zur Stunde mit militärischen Mitteln ausgefochten. Noch ist eine eigentliche Kriegserklärung nicht erfolgt, obwohl die Kanonen ihren Todesamen auf die chinesischen Gefilde schon ausgeschüttet haben. Aber es mußte wider alle Erfahrung gehen, wenn aus den Granaten von Nanking nicht der regelrechte Krieg aufsprühen sollte.

Vorläufig herrscht noch Unsicherheit darüber, ob es den Engländern gelingen wird, die übrigen in China engagierten Mächte an seine Seite zu bringen. Sicherlich ist das hier schwieriger zu machen, als es an anderer Stelle und bei früherer Gelegenheit der englischen Diplomatie je und je gelungen ist. Keine Macht ist wie England in China so sehr in seinen vitalsten Interessen bedroht; denn hinter China liegt wohlverstanden Indien, der Eckstein des englischen Weltmachtgebäudes. Und China wird auch nach seiner Emanzipation von der fremden Bevormundung ein hochwichtiges Ausbeutungsgebiet der kapitalistischen Weltwirtschaft sein und bleiben. Wer von den Mächten es heute versteht, sich Chinas Sympathie zu bewahren, der wird nach dem Kriege am schnellsten wieder festen Fuß gefaßt haben auf der gold- und fruchtreichen gelben Erde. Auf lange Zeit werden es die mit den nationalistischen Chinesen verdorben haben, die jetzt am hartnäckigsten die alten Vorrechte verteidigen. Was für die Engländer bittere Staatsnotwendigkeit wird — der Krieg gegen die chinesischen Na-